Abonnementspreis
[illegible] der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Die Arbeitszeit“ vierteljährlich. Bringerlohn 30 Pf., bei Selbstabholung in der Ausgabestellen 40 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen pro Vierteljahr M 2,70. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Kalenderjahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, II.
Sprechstunde
[illegible] Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung ohne Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens durch 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends 7 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 136. | Dresden, Mittwoch den 15. Juni 1904. | 15. Jahrg.

Schweigen im Reich.

Im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte — das ist besonders Deutschland — hält man sich getreu an die alten, teueren Gewohnheiten der Väter. Wenn auch eine irregeleitete, verführte Masse an Ruhewährten rüttelt, die, so zum Führen und Leiten der Ewigkeiten berufen sind, halten um so treuer die Wacht am Tempel des Rechten. Sorglam werden die Mumien konserviert. Die zuchtlose Genußsucht der umwohnenden „wilden“ Völker vermag die Hüter der Ordnung bei uns nicht aus dem gewohnten Geleis zu bringen.

Sie wahren die heiligsten Güter, die Ehrfurcht vor den Oberen, vor den überweltlichen, geistlichen und weltlichen Herren, das Gefühl der Demut und der eigenen Wertlosigkeit. Sie wahren den Anstand. Verpönt sind die leidenschaftliche Gebärde und das zornige Wort. Wer sittliche Dinge bei dem Namen nennt, der ihnen gebührt, der ist ein Frevler wider die öffentliche Ruhe und Ordnung, und die strafende Gerechtigkeit soll ihn treffen. Was im Verborgenen ist, das ist nicht, was aber hinausgeschrien wird in alle Welt, das ist und erregt Aergernis. Und darum ist Ruhe die erste Bürgerpflicht und Schweigen die erste der staats- und ordnungserhaltenden Künste.

Und man versteht in Deutschland zu schweigen! Während die unanständigen Franzosen ob ihres Panama, ob ihrer Dreyfusaffäre ein Spektakel vollführten, der die ganze Welt erfüllte und den Staat in Gefahr brachte, rücksichtslos die Schande enthüllten und vor aller Welt bloßstellten unter dem merkwürdigen Vorgeben, reines Haus kehren zu wollen, schweigt man in Deutschland gesittet und anständig.

Es schweigt der Gerichtshof zu Saarbrücken über die Feststellungen der Beweisaufnahme im großen Saarabien-Prozeß und geht in der Urteilsbegründung schweigend an all den grassen Tatsachen vorbei, die die Zeugenvernehmung erwiesen hat. Es schweigen die Zeugen unter Berufung auf den Diensteid oder auf ihr schlechtes Gedächtnis, es schweigen die gutgesinnten Blätter über die Verhandlungen und es schweigt die Regierung.

Freiherr v. Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, auf dessen Anfragen Herr Bankdirektor Schultz pocht, schweigt; schweigt, trotz des heftigen Chores jener, die ihn zum Reden auffordern. Herr Bankdirektor Schultz verspricht zu schweigen, wenn der Herr Oberhofmeister Freiherr v. Mirbach weiter schweigt, und der Moabiter Gerichtshof und der Moabiter Staatsanwalt schweigen zu alledem auch. Und es schweigen die Kreuzzeitung und das Blatt, das auf dem Lesetisch des Kaisers liegt, das unparteiische Lokalanzeiger, über die Enthüllungen des Pommernprozesses und das königl. Dresdner Journal folgt ihren Spuren. Und alle drei schweigen in holder Eintracht weiter über die dringenden Forderungen der öffentlichen Meinung nach Aufklärung und über die schielyuckenden Bemerkungen zu ihrem staatserhaltenden Schweigen.

Schweigen war die Antwort auf alle die ungelösten Fragen, die der Lecken-Lützow-Prozeß, die der Prozeß des Gnaden-Pfahls ergab. Schweigen die Antwort auf die vorlaute Frage, weshalb der Hildesheimer Staatsanwalt, der in diesem Prozeß gegen den Gnade erteilenden Herrn Pfahl die Möglichkeit eines kleinen Panaminos zugeben hatte, plötzlich versetzt werden mußte.

Geschwiegen hat man, als nach dem Zusammenbruch des Gründerschwindels die Frage nach der Integrität so vieler hochstehender Persönlichkeiten auftauchte. Man verstand es in den siebziger Jahren ebensogut wie heute, zu schweigen. Als damals die Kommission des Reichstags auf die Suche ging nach Schuldigen unter den Parlamentariern, da fand sie keinen, da konnte sie in vielen Monaten nicht einmal einen Zeugen finden, der auf den Reichstagsbänken saß. In Schweigen fiel die große Enthüllungsaktion zusammen, die Lasker damals unternommen hatte.

O, wir verstehen uns aufs Schweigen! Wir in Deutschland verstehen es trotz den Russen. Dort verbindet ein ministerieller Erlaß den Blättern den Mund, hier schweigt die Ordnungspresse aus eigener, aus angeborener und andressierter Disziplin, was man Selbstzucht nennt. Wer da Lust zu unnützer Arbeit hat, der mag einmal die deutschen bürgerlichen Blätter zählen, die einen Bericht über den Saarbrückener Prozeß gebracht haben, aus dem viel mehr als das Urteil und die Anklage zu entnehmen ist.

Ja, wir verstehen uns aufs Schweigen! Wir sind nicht wie die Franzosen, die offen vor aller Welt ihre Schande besprechen, weil sie des kindischen Glaubens sind, sie müßten Wurzel und Geschichte des Uebels genau kennen, um es heilen zu können. Wir decken zu, wir haben den wohltätigen Mantel der christlichen Liebe stets bereit. Wir schweigen.

Wie sind wir doch um so vieles anständiger und sittlicher als die Franzosen. Wie dürfen wir froh auf unseren Anstand und unsere Tugend herabsehen auf die verderbten Romanen, wir Söhne Teuts im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte und des erlösenden, versöhnenden Schweigens!

Ueber die Kriegslage in Ostasien

schreibt Genosse Parvus in seiner Korrespondenz: Aus der Weltpolitik:

General Kuropatkin glaubte, die Japaner werden ihm bis nach Mukden folgen, um dort eine Generalschlacht zu liefern. Daß die Russen, wie sie nachträglich, nach der verlorenen Schlacht behaupten, den Japanern am Jalu keinen ernstlichen Widerstand haben leisten wollen, entspricht zwar nicht den Tatsachen. Sie wollten die japanische Armee am Jalu aufhalten und so viel als möglich schwächen. Je mehr ihnen das gelungen wäre, desto mehr Chancen hätten sie für die entscheidenden Kämpfe, die sie — soviel ist sicher — weiter im Innern der Mandschurei haben ausfechten wollen. . . . Sie konzentrierten also ihre Hauptmacht bei Mukden. Die Situation wäre für die Russen auch insofern günstig, als sie dort ihre besten rückwärtigen Verbindungen haben, während die Japaner mit dem weiteren Fortschreiten in der Mandschurei die Fühlung mit der Küste verlieren müßten, also vom Mutterlande abgeschnitten wären. Damit nicht genug, müßten die Japaner große Truppenmassen bei Port Arthur lassen, um sich vor einem Ueberfall von rückwärts zu sichern. Von diesem Gesichtspunkte gewinnt auch die Sendung großer russischer Verstärkungen nach Port Arthur einen taktischen Sinn. Der Schutz der Festung liegt nicht darin, daß man in ihr möglichst viel Soldaten einsperrt, sondern in den Forts; eine übergroße Besatzung vermehrt bloß die Nahrungssorgen während der Belagerung, mindert also die Widerstandsfähigkeit der Festung, statt sie zu vermehren. Darum zeigte auch die gesamte militärische Kritik Europas ihr höchstes Befremden, als bekannt worden war, daß General Kuropatkin weitere 20 000 Mann nach Port Arthur schickte, um sie dort einschließen zu lassen. Anders aber, wenn man diese Truppen als Ausfallsarmee betrachtet, die berufen war, den Japanern in den Rücken zu fallen, wenn sie bei Port Arthur zurückgeschlagen werden. General Kuropatkin wollte in Port Arthur bewegliche Massen haben, da er an eine effektive Belagerung der Festung, bevor die feindlichen Armeen sich in einer Hauptschlacht gemessen haben, nicht glaubte.

Diese Meinung des Oberbefehlshabers war auch die Ansicht der europäischen Militärkritiker, denn sie entspricht vollkommen dem hergebrachten Militärdogma. Die Japaner handeln aber anders. Ihr Ausgangspunkt ist kein rein militärischer, sondern vor allem ein politischer. Für sie ist die Einnahme von Port Arthur der Brennpunkt des ganzen Krieges. Die Wiedererlangung von Port Arthur würde die nationale Begeisterung im Lande ungemein steigern und das Prestige Japans vor den Chinesen endgültig befestigen. Also konzentrieren sie alles auf Port Arthur, und haben sie Port Arthur erobert, so werden sie es verteidigen. . . . Indessen General Kuropatkin in Mukden auf große Schlachten wartete, gelang es den Japanern nur zu leicht, sich den Weg nach Port Arthur zu erzwingen. Freilich kam ihnen dabei die Beherrschung des Meeres ganz außerordentlich zu Nutzen. Die Niederwerfung und Lahmlegung der russischen Kriegsflotte war einer der Gründe, die General Kuropatkin in seinem Vormarsche hinderten. Wäre die russische Flotte siegreich, so würde sie es ermöglichen, von der Küste aus eine große russische Armee mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Da dies nicht der Fall, muß General Kuropatkin jetzt ebenso besorgt sein, sich möglichst nah zu den Knotenpunkten der transsibirischen Eisenbahn zu halten, wie die Japaner darauf bedacht sind, die Fühlung mit der Küste nicht zu verlieren.

Nunmehr, da die Japaner eine Umgehung seitens der russischen Armee nicht mehr zu befürchten haben, können sie sich mit voller Kraft der Belagerung von Port Arthur widmen. Ein Umstand kommt ihnen dabei noch zu statten, der sie bald vor russischen Angriffen besser schützen wird, als alle Festungsgräben und Kanonen, — die Regenzeit. Ueber die Verwüstungen, die die Sommerregen in jenen Gegenden anrichten, gibt Freiherr v. Richthofen in seinem klassischen Werke über China folgende Schilderung:

„Am 21. Juni hatte ich in Mukden ein starkes Gewitter, dem ein Regentag folgte. . . . Am 29. kam der erste jener Regengüsse, welche um diese Zeit einen verderbenden Charakter annehmen. Er dauerte 24 Stunden. . . . Das Land war weithin überschwemmt, und die Straße hatte sich in eine tiefe Schmutzlache verwandelt. Ich hatte eben den Ta Ling ho zu übersetzen. Zunächst erwies sich das als unmöglich. Alle Passage war abgesperrt. Einige Leute, welche mit Packtieren die Ueberfahrt versuchten, ertranken. Noch am zweiten Tage fand ich den Fluß, welcher vorher bei einer Furt durchfahren wurde, als einen breiten, reißenden Strom. . . . An den nächsten Tagen fanden mehrere Güsse, jedesmal von kurzer Dauer, aber ungemeiner Heftigkeit statt. . . . Kaum eine Viertelstunde nach der ersten Trübung des Himmels stürzte ein wahrer Wolkenbruch, wenn auch nur von kurzer Dauer, nieder. Flußbette, die sonst ganz wasserlos sind, werden dann plötzlich in tosende

---

[illegible] Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Das schlafende Heer.

Roman

von

Clara Viebig.

Vertrauend schaute Kettchen zu der hochgewachsenen Dame auf, und dann lächelte sie hoffnungsvoll: „Wenn et so kömmt, wie Sie sagen, Madam, dgt et uns gut geht hier, dann will ich auch wallfahren gehen nächst' Jahr. Sicher un gewiß, bei Gott, geloß' ich! Hier kann mer doch wallfahren gehen, gelt, Madam.“

„O ja!“ Eine leichte Zurückhaltung lag plötzlich in Frau von Doleschals Ton — wie schade, diese nette Frau war nicht emanzipatorisch?!

Und als ob die andere instinktiv diese Enttäuschung fühle, zog auch sie sich mehr zurück.

Schweigend blickten beide hinaus auf die Ebene, in den brennenden Horizont, den flammende Abendröte wie mit blutigen Gewittern zerfetzte.

Als Helene jetzt ihren Mann sehr eilig zwischen den Ackern daherkommen sah, unterdrückte sie nicht einen Vorwurf: „Der Hanns-Martin — endlich!“

„Verzeih! Ungeduldig geworden, mein Herz?! Bitte, verzeih! Es hatte mich so interessiert! Herr Brauer hat mir die ganze Stelle, seinen Bau, seinen Acker, kurz, alles was dran und dran, gezeigt!“ Doleschal war angenehm erregt und reichte beiden Männern die Hand zum Abschied: „Es muß jetzt schon werden, wird ganz famos werden! Auf Wiedersehen!“

„Du,“ sagte Helene leise, als sie am Arm ihres Mannes zum Wagen schritt, „die sind ja katholisch. Und ich dachte doch, es sollten nur Evangelische her?“ Es klang bedauernd: „So gute Leute!“

„Ja, das läßt sich nun doch nicht ganz streng durchführen, die Sonderung der Konfessionen. Aber was macht's? Es sind doch wenigstens Deutsche!“

Der Traber, der bis dahin lammfromm gestanden, stutzte plötzlich, nun sie einsteigen wollten.

Unruhig zog er an, stieg wild und prallte dann zur Seite, gerade noch, daß Doleschal ihn vom Graben zurückriß. Eine Staubwolke kam vom Dorf her über die Felder geflogen, und in der Staubwolke war Peitschengeknall, Pferdegetrappel und Hundegebell.

„Ach, die Garczynskis!“ Nicht angenehm überrascht, faßte Helene nach dem Arm ihres Mannes.

Da war auch schon der hochrädrige Jagdwagen, glänzend lackiert, mit viel Rot an den Rädern, und innen die Sitze hell ausgeschlagen.

„Atrappiert, meine Herrschaften! He — halt!“

Auf einen Ruck standen die vier jungen Pferde neben dem Korbwägelchen, mit schnaubenden Nüstern, noch zitternd vor Erregung, und schäumten ins Gebiß. Zwei englische Doggen, riesige Tiere mit Stachelhalsbändern, schnackten ihnen dumpf bellend nach den Mäulern.

Der Lenker hoch oben auf dem Bock grüßte galant mit der Peitsche: „Ich lege mich Ihnen zu Füßen, gnädigste Baronin — das nenne ich Glück, Ihnen hier zu begegnen! Ihr Diener, Doleschal! Ihr Weizen ist großartig! Sehr erfreut, wie steht das Befinden?“

Herr von Garczynski hatte viel von einem Pariser oder Wiener an sich. Gewandt schwang er sich vom hohen Sitz herunter, dem Diener, der hintenauf hockte und nun beflissen herbeieilte, die Zügel zuwerfend. An Helenens Seite tretend, führte er ihre Hand an die Lippen.

Die Doleschals mußten halten bleiben.

Im Chwaliborczycer Jagdwagen saßen, gegenüber von Frau von Garczynska, ihr einziger Sohn, ein vornehme aussehender Junge, und der Vikar Górka.

Frau von Garczynska hatte sich den Sitz auf der seitlichen Bank noch durch eine Menge von seidenen Kissen bequemer machen lassen; sie lag zurückgelehnt, und der Schirm, den eine blonde junge Person, halb Dame, halb Dienerin, zum Schutz zwischen sie und die feurig untergehende Sonne hielt, ließ warmrosige Schatten auf ihr blasses Gesicht fallen.

„Gnädigste Baronin haben sich wohl Neues in der Kolonie angesehen?“ fragte Garczynski. „Sehr erfreuliche Fortschritte, nicht wahr? Wir haben unseren hochverehrten Herrn Vikar ein wenig entführt — die Herrschaften kennen sich? Ah, nur vom Hörensagen? Gestatten Sie!“ Er stellte vor, und dann verwickelte er, den Arm auf die Lehne des Korbwägelchens gelegt, Helene in ein längeres Gespräch. Eingehend fragte er nach ihren Kindern.

Es blieb Doleschal nichts übrig, als sich mit Frau von Garczynska zu beschäftigen. Sie winkte ihn zu sich herüber. Mit dem zärtlich-wehmütigen Lächeln, das ihr Gesicht so sehr anziehend machte, lächelte sie ihn an, als er zu ihrem Wagenschlag trat.

Ob diese Frau glücklich war?! Doleschal legte sich im Augenblick, als ihn ihr Lächeln traf, diese selbe Frage vor, die sich schon viele vor ihm vorgelegt hatten. Kam der feuchte Flimmer in diesen schönen Augen von Tränen? Und was suchte dieser starr verlorene Blick in weiter Ferne?!

Als Doleschal die weiche Hand bei der Begrüßung in die seine nahm, fühlte er einen kurzen, festen Druck, den er den zarten Fingern kaum zugetraut.

„Ich werde zu Ihnen hinüber kommen,“ sagte sie. „Ich setze mich in Ihr Korbwägelchen, es ist ganz reizend! Ja, ich will,“ setzte sie im Tone eines verzogenen Kindes hinzu, als er etwas von „unbequem“ und „eigentlich nur zwei Sitzen“ murmelte. „Ihre Gattin wird mit Garczynski auf dem Throne sitzen. Aleksander,“ rief sie ihrem Mann in elegantem Polnisch zu, „wir fahren gleich weiter, ich bin müde! Die Kolonie interessiert mich zu wenig — ein andermal! Nimm die Baronin auf deinen Bock; ich fahre mit Doleschal. Wir fahren über Niemczyce nach Haus zurück!“

Plötzlich lebhaft geworden, drückte sie ihrem Gegenüber, dem priesterlichen Herrn, ein paar der weichen Kissen in die Arme. „Hier, Herr von Górka, seien Sie auch einmal galant! Bitte, tragen Sie mir die dort hinüber! Herr von Doleschal, bitte!“ Ganz hilflos streckte sie beide Arme aus. „Der Wagen ist abscheulich hoch, ich traue mich nie allein herunter. Ah — ah —!“

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19040615/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG